



Anfang der Dreißigerjahre ist Mascha Kaléko ein Star in Deutschland. Die Menschen lieben ihre Gedichte über Liebe und Alltag, über Berlin und die Welt – und sie liegen der Autorin zu Füßen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wird das Leben für Jüdinnen und Juden immer schwerer; 1938 kann sie in letzter Minute nach New York fliehen.

Siebzehn Jahre bleibt sie dort, bevor sie – nach langem Zögern – beschließt, im Januar 1956 Deutschland zu besuchen. Kann ihre alte Heimat ihre neue werden? Sie fährt nach Berlin, in die Stadt, in der sie glücklich gewesen war, in der sie als Dichterin erfolgreich geworden ist, die sie geliebt hat; sie reist durch das ganze Land, ein Jahr lang. Fast täglich schickt sie Briefe nach New York, an ihren Mann, die Liebe ihres Lebens, und erzählt – von märchenhaften Erfolgen, einem Wunder in Berlin, von Treffen mit Schriftstellern, Journalisten, Leserinnen und Lesern, von den Abgründen der Vergangenheit, von einem alten, neuen Land.

Volker Weidermann schreibt über ein einzelnes Jahr und zeigt darin ein ganzes deutsch-jüdisches Leben. Es ist die Geschichte einer Dichterin, in deren Humor, Esprit und Melancholie wir uns selbst erkennen.

VOLKER WEIDERMANN, geboren 1969 in Darmstadt, war Gastgeber des »Literarischen Quartetts« im ZDF. Er ist Kulturkorrespondent der ZEIT und Autor zahlreicher Bücher, darunter *Träumer – Als die Dichter die Macht übernahmen* und *Mann vom Meer – Thomas Mann und die Liebe seines Lebens*, die beide im Programm der Büchergilde erschienen sind. Außerdem ist er Herausgeber der Reihe »Bücher meines Lebens«.

Volker Weidermann

Wenn ich eine Wolke wäre

Mascha Kaléko

und die Reise ihres Lebens

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung  
des Verlags Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

© 2025, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln  
© alle Gedichte Mascha Kaléko: Gisela Zoch-Westphal / dtv und  
Rowohlt Taschenbuch Verlag (Das lyrische Stenogrammheft)

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2026

Umschlaggestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale),  
unter Verwendung des Portraits Mascha Kaléko an Schreibmaschine,  
1956, aus dem Deutschen Literaturarchiv Marbach  
Satz: Wilhelm Vornehm, München  
Einbandmaterial und Vorsatzpapier  
von peyer cover gmbh, Leonberg  
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7720-9

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:  
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,  
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland  
[produktsicherheit@buechergilde.de](mailto:produktsicherheit@buechergilde.de)

[buechergilde.de](http://buechergilde.de)

*Für Mascha*

## Inhalt

- 9 Ein fernes Land
- 23 Minetta Street
- 45 Reise in ein Land,  
das es nicht mehr gibt
- 76 Erst mal Richtung Süden
- 103 Ihre Stadt, ihre Bäume, ihre Luft –  
und ein Wunder am Telefon
- 148 Der Boden schwankt
- 177 Auf ihrem Zauberberg
- 186 Magisches Gepäck
- 197 Nach der Reise, nach dem Glück
- 210 Die Sterne, der Mond
- 230 Eine Million
- 234 Dank

## Ein fernes Land

Das Schiff legt ab. Es gibt jetzt kein Zurück mehr. Die winkenden Menschen unten am Pier. Ist Chemjo darunter und Steven? Sie winkt in die langsam verschwindende Menge hinein. Wahrscheinlich sind die beiden, Vater und Sohn, schon auf dem Rückweg in die kleine Wohnung in der Minetta Street in Greenwich Village. Seit 1942 lebt die Familie dort. Mascha hat die Wohnung gefunden, Mascha hat sie eingerichtet, Mascha hat das Leben darin organisiert. Wie sie überhaupt alles organisiert hat, im Exil, in der neuen Heimat, für ihren Mann, den Komponisten, Chorleiter und Musiksammler Chemjo Vinaver, und ihren Sohn Steven, der nicht mal zwei Jahre alt war, als sie im Oktober 1938 Europa verließen. Evjatar hieß er damals noch. Den Namen haben seine Eltern in Amerika gegen einen neuen getauscht, damit er es leichter hatte. Er hatte es schwer genug. Wie sie alle. Aber sie waren zusammen, sie hatten überlebt. Sie hatten Glück.

Es ist der letzte Tag des Jahres 1955. Mascha Kaléko ist auf einer Reise in die Vergangenheit. Sie hat sich dagegen gesträubt. Lange wollte sie nicht nach Deutschland zurück. Obwohl sie ihr Leben dort geliebt hatte, in den Zwanziger- und auch noch in den Dreißigerjahren. »Die paar leuchtenden Jahre« wird sie die Zeit immer wieder nennen, in der sie endlich angekommen war nach vielen Jahren des Umherreisens und der Unsicherheit und der ständigen Umzüge.

1907 im galizischen Chrzanów geboren, der Vater Russe, die Mutter Österreicherin, erlebt sie als Kind kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges die Flucht der Familie nach Deutschland. Sie haben Angst vor antisemitischen Pogromen, sie haben Angst, dass der Vater eingezogen werden könnte von der russischen Armee und gezwungen wäre, gegen seine österreichischen Verwandten zu kämpfen. Sie kommen nach Frankfurt, bleiben zwei Jahre, der Vater wird als feindlicher Ausländer inhaftiert, dann, nach seiner Entlassung, geht es für weitere zwei Jahre nach Marburg und am Ende des Krieges endlich in die Hauptstadt. Da ist Mascha elf Jahre alt. Berlin wird ihre Heimat.

Hier wird sie zur Dichterin, schon in der Schule schreibt sie unter dem Pult heimlich Gedichte. Studieren darf sie nicht, der Vater sagt, für Mädchen sei das nicht nötig, »Es hieß, wir sollten jetzt ins Leben treten./Ich aber leider trat nur ins Büro«, hat sie später gedichtet. Sie macht eine Bürolehre, »Im ersten Brief

kommt ein Gähnen auf je ein Komma«, quatscht sich aber beharrlich in die literarische Welt Berlins hinein. Nach Büroschluss geht sie ins Romanische Café, wo die Schriftsteller sitzen, Erich Kästner, Else Lasker-Schüler, Gottfried Benn, Gabriele Tergit, Hermann Kesten, Alfred Polgar und all die anderen. Mascha schaltet sich, stark berlinernd, in die Diskussionen ein – vom schwachbrüstigen Dichter Klabund erzählt man sich, er habe immer wieder beschwichtigend die Hände in die Luft gehoben, um ihren Redefluss vorsichtig einzudämmen. Kurt Tucholsky habe ihn beruhigt: Lass sie reden.

Mascha Kaléko wollte für ihr Leben gern dazugehören und zeigte allen Mut, den sie in sich hatte. »Damals hätte es weiß Gott nur eines kleinen Stoßes bedurft, um mich abzuwerfen von dem schüchternen Pegasus, auf den ich mich in einem unbewachten Augenblick geschwungen hatte und der so kecke Töne von sich gab. Ich war zaghaft wie ein erstes Schneeglöckchen und scheu, wie sich das für einen blutigen Anfänger gehört. Meine Ambitionen hingegen waren beträchtlich.«

Und ihre Gedichte wurden gedruckt in den besten Zeitungen, die Redaktionen und die Leser wollten immer mehr von diesen melancholisch-weisen, kindlich-klugen, direkt empfundenen und gedichteten Alltagsversen, die ihnen ihr Leben, ihre Gegenwart, ihre Stadt auf sachlich-schöne Art beschrieben. Mascha war selig. Auf den Bildern aus diesen Jahren ist eine

traumhaft schöne, vor Selbstbewusstsein berstende junge Frau mit wilden dunklen Haaren zu sehen, mal Latzhose, mal Pelz, mal großkragiges Hemd, oft am Meer, auf Hiddensee; auf einem sitzt sie vor einem Strandkorb auf Steinen, das Gesicht in eine Hand gestützt, auf der Rückseite die Frage »Woher krieg ich bloß ein Retour-Billet?«. Sie sieht so aus, als bliebe sie gerne immer dort am Strand. Auf das Foto, das sie breitbeinig, in weißer weiter Leinenhose und mit den Händen kampfeslustig in die Hüften gestemmt zeigt (und das auf dem Umschlag dieses Buches zu sehen ist), hat sie geschrieben: »Die Kleidung ist angeblich »ungezwungen«: Weil jedes Girl die Seemannsluft kopiert.« Sie ist viel auf Reisen in diesen Jahren, Kopenhagen, Granada, Marokko; auf einer Postkarte aus Paris schreibt sie: »Paris ist schön ... sehr schön. Aber leben, leben in Berlin.«

Und dann kam eines Tages dieser Mann ins Romanische Café. Er stellte sich der jungen Dichterin als ein Freund Franz Hessels vor. Der war damals eine leise Berühmtheit. Er schrieb Feuilletons, die er durch Berlin und durch Paris spazierend erlebt hatte, liebte Frankreich und die französische Literatur, übersetzte Balzac und Proust und war vor allem Lektor bei Rowohlt. An dem berühmten Verlag und dessen Verleger Ernst Rowohlt hing er mit seiner ganzen Liebe. »Für Rowohlt würde ich auch umsonst arbeiten«, hat er gesagt. Und nun hatte Hessel also seinen Freund ins Café

geschickt, um Mascha zu sagen, dass er ein Buch von ihr herausbringen wolle. Das war irgendwann im Jahr 1932. Eigentlich wollte er Unveröffentlichtes von ihr haben, aber Mascha Kaléko hat immer alles sofort veröffentlicht, dichtete sozusagen »von der Hand in den Mund«. Hessel ließ sich jedoch nicht von seiner Idee abbringen und stellte zusammen mit der jungen Dichterin ihr erstes Buch zusammen, »Das lyrische Stenogrammheft«. Sie hat ihm das nie vergessen, seine Liebe zu ihren Gedichten, das Gefühl, das er ihr gab, dass ihre Gedichte lebenswichtig sind, dass sie ein Buch werden müssen. Sein Glaube an sie. An ihre Kunst. »Diese erste Begegnung mit Franz Hessel ist mir unvergeßlich«, schreibt sie viele Jahre später. »Für mich begann damals eine große Freundschaft mit einem wunderbaren Menschen und Dichter, der dazu auch noch ein Heiliger war – und ich bin sonst sparsam mit diesem Wort.« Wer immer diesen leisen, zurückhaltenden, feinen Franz Hessel kannte, teilte mit Mascha dieses Gefühl: »Alle liebten diesen seltsamen heiligen Franz, der abgeklärt wie ein Weiser aus dem Fernen Osten durch unser lärmendes Jahrhundert ging.« Bei ihm und dem lauten, lebensfrohen Impulsverleger Ernst Rowohlt, der 1912 das erste Buch Franz Kafkas, den schmalen Band »Betrachtung«, veröffentlicht hatte und von dem es hieß, er müsse ein Buch nicht lesen, sondern es nur gegen seinen Hinterkopf klopfen, um zu wissen, ob es für den Verlag geeignet sei, war ihr Werk gut aufgehoben.

Das lyrische Stenogrammheft hatte den Klopftest bestanden, es erschien im Januar 1933. Und obwohl dieses Datum für das Debüt einer jüdischen Dichterin nicht schlechter hätte gewählt werden können, wurde es ein Erfolg. Aber was für ein Triumph wäre das Buch geworden, wenn es ein, zwei Jahre früher erschienen wäre! Das letzte Gedicht im Band endet so: »... Einst hatte man noch manikürte Hände/Und einen Ruf. – Doch das ist lange her./Seit Neujahr grüßt selbst der Portier nicht mehr./– Das ist das Ende ...«

Es ist dann aber sogar noch ein zweites Buch von ihr erschienen, gleich im Jahr darauf, Dezember 1934, man musste sich beeilen. »Kleines Lesebuch für Große« heißt es bescheiden. So viel Sehnsucht ist darin. So viel Liebe und Schönheit. »Die Sonne ruf ich an, das Meer, den Wind,/Dir ihren hellsten Sonnentag zu schenken,/Den schönsten Traum auf dich herabzusenken,/Weil deine Nächte so voll Wolken sind«, schreibt sie in ihrem Gedicht »Kleines Liebeslied« und in einem anderen: »Manchmal seh ich auf zu Sternmillionen./Ob das Glück stets hinter Wolken liegt?/Ach, ich möchte in den Nächten wohnen,/Wo kein ›morgen‹ um die Ecke biegt.« Und eines ihrer schönsten Liebesgedichte steht auch darin und es heißt »Für Einen«: »Die Andern sind das weite Meer./Du aber bist der Hafen./So glaube mir: kannst ruhig schlafen,/Ich steure immer wieder her./Denn all die Stürme, die mich trafen,/Sie ließen meine Segel leer./Die Andern sind das bunte Meer./Du aber

bist der Hafen./Du bist der Leuchtturm. Letztes Ziel./  
Kannst, Liebster, ruhig schlafen./Die Andern ... das ist  
Wellen-Spiel,/Du aber bist der Hafen.«

Allein – wir wissen nicht ganz genau, wer dieser Hafen ist. Im Sommer 1928 hatte Mascha den fast zehn Jahre älteren Philologen Saul Kaléko geheiratet. Von ihm nahm sie auch den Namen an. Sie hatte den ihren ohnehin schon einmal gewechselt. Da ihre Eltern bei ihrer Geburt nur vor dem Rabbiner den Bund der Ehe geschlossen hatten und sie vor dem Gesetz als ledig galten, hatte Mascha zunächst den Namen ihrer Mutter getragen; erst ab 1922, als ihre Eltern in Berlin auch standesamtlich heirateten, trug sie den Vaternamen Engel. Mascha Engel. Und seit 1928 nun also Kaléko. Ihr Mann lehrte Hebräisch und gab noch 1935 in Deutschland das Lehrbuch »Hebräisch für Jedermann« heraus. Für alle, die nach Palästina ausgewandert waren, und für alle, die das vorhatten.

Aber irgendwann im Jahr 1935 lernte Mascha Chemjo Vinaver kennen. Beide empfanden die Begegnung als schicksalhaft. Sie liebten sich heimlich, schrieben sich Briefe, die sie postlagernd an das Postamt in der Lietzenburger Straße schickten. Mascha zog jedoch noch 1936 zusammen mit ihrem Mann in eine neue Wohnung in der Bleibtreustraße in Charlottenburg. Halbherzig plante sie mit Saul Kaléko die Ausreise nach Palästina, wo Maschas Eltern und ihre kleinen Geschwister Haim und Rachel schon lebten. Aber im

Grunde ihres Herzens wusste sie schon, dass sie nicht mitgehen würde. Ihr Mann ahnte längst ihre Untreue. Er war aber bereit, ihr alles zu verzeihen, wenn sie nur bei ihm blieb. »Es ist mir gleich, ob Du mir treu/Nur – will ich Dich nicht missen./Sei untreu mir, soviel Du willst/Doch – lass es mich nicht wissen«, hatte er ihr schon Anfang der Dreißigerjahre geschrieben. Hauptsache, mit ihr weiterleben und fliehen.

Drei Juden in Berlin Mitte der Dreißigerjahre, bedroht, gedemütigt, vom Alltagsleben ausgeschlossen, voller Angst vor der Zukunft, innerlich schon auf der Flucht. Und dazu nun dieses heimliche Leben. Einmal, wahrscheinlich Anfang des Jahres 1936, sitzen Chemjo und Mascha zusammen im Romanischen Café, ja, das gab es noch, nur die Juden, nur die Literatur war inzwischen weitgehend aus ihm verschwunden, da schob er ihr einen Zettel hin: »Mascha, ich muss ein Kind von dir haben.« Und am 28. Dezember 1936 war es dann da: Evjatar Alexander Kaléko.

Mutter Mascha, Vater Saul Kaléko steht auf der Geburtsurkunde. Das war falsch. Aber sie konnte es ihrem Mann einfach nicht sagen. In ihr Tagebuch schrieb sie später rückblickend, sie habe »unter der Lebenslüge« mehr gelitten, »als es menschenmöglich ist«. Aber irgendwann musste es ja sein. Sie würde sich ja auch trennen müssen, der Junge würde wissen müssen, wer sein Vater ist, und schließlich musste auch Saul es erfahren. Schließlich galt es, das Leben hier in Berlin zu

beenden, die Flucht vorzubereiten, das war auch den Blauäugigsten klar. Und Flucht, mit einem Säugling, das schien sowieso eine beinahe unlösbare Aufgabe zu sein. Es ging dann alles wahrscheinlich unglaublich schnell. Unglaublich schnell, wenn man der Version glauben möchte, die sie als Gedicht aufgeschrieben hat. Die wohl kürzeste Trennungsgeschichte der Weltliteratur. Das Gedicht blieb zu Maschas Lebzeiten unveröffentlicht:

»Als wir zu dritt/die Straße überquerten/Wurde  
sogar/Die Verkehrsampel/Rot./Umstellt von der  
Meute/Abgasschnaubender Wagen,/Ergriff ich den  
Arm des Einen,/Der rechts von mir ging./Nicht den des  
Anderen,/Dessen Ring ich trug./Als wir zu viert/Uns  
jenseits der Kreuzungen/Trafen,/Wußten es alle./Der  
Eine. Der Andre./Das Schweigen./Und ich.«

Immer noch ist Saul Kaléko zu jedem Kompromiss bereit. Er würde das Kind auch in diesen Zeiten auch unter diesen Umständen gemeinsam mit ihr aufziehen, egal von wem es sei. Ihr Mann will die Wahrheit nicht sehen. Schließlich verlässt er die gemeinsame Wohnung in der Bleibtreustraße, Chemjo zieht ein. Im Herbst 1937 willigt Saul Kaléko in die Scheidung ein und erklärt sich auch schriftlich damit einverstanden, dass Mascha den Jungen bei einer Auswanderung mitnimmt. Im Januar heiraten Chemjo und Mascha, das Leben beschleunigt sich dramatisch, wie soll es weitergehen, zu dritt? Jeden Tag kommt für Juden in

Berlin eine neue Demütigung, eine neue Beschwernis des Lebens dazu. Und auch ihre Liebe gerät unter dem Druck der Verhältnisse in Gefahr. Chemjo neigt zu cholерischen Anfällen, Wutausbrüchen, wehe, wenn er »seine Tage hat«, klagt Mascha, er kümmert sich nur um seine Musik, seinen Chor, für Alltagsdinge ist er unzugänglich. Dabei ist es ja der Alltag, der so eine ungeheure Aufgabe darstellt in diesen Monaten. Die bevorstehenden Herausforderungen der Flucht meistern mit diesem Mann, der nur auf Noten schwebt? Schwer vorstellbar. »Ich gehe langsam, aber sicher zugrunde«, schreibt sie Anfang Februar in ihr Tagebuch. Und »neben ihm sterbe ich täglich einen neuen Tod. Ohne ihn würde ich nur einmal sterben. Aber dafür einen gründlichen Tod, von dem man nicht wiederkehrt. Ich möchte einschlafen, um nie wieder zu erwachen.«

Wie soll das weitergehen? Zwei Kinder und eine Dichterin, die selbst so gern mit Kinderaugen auf die Welt blickt, als wäre sie jeden Tag neu? Es ist zu viel für sie: »Ich möchte mit dem Kind nach Palästina gehen«, schreibt sie am 1. Februar 1938. Und im März fährt Mascha auch tatsächlich nach Palästina, zu ihren Eltern und ihren jüngeren Geschwistern. Auch um zu schauen, ob dort ein Leben möglich wäre für sie und ihre kleine Familie. Mit Chemjo ist sie wieder versöhnt. »Chemjo ist ein sehr teurer, meschuggener, aber der Liebste auf der Welt. Er und das Kind – das ist das Beste auf dieser Welt.« Soll sie die beiden nachholen?

Aber das Land, die Sprache, alles ist ihr so fremd.  
Sie schreibt: »Und wieder Wüste, Sand und Felsruine,/Im Fellgezelt der hagre Beduine,/Und magre Zicklein kaun am magern Grase./Dann gelb und streng ein schwankendes Kamel,/Und hoch zu Häupten der Fella-chin Vase/Aus rotem Ton. Und dann gleich der Oase –/Deine Wohnungen Jisrael ...«

Nein, sie kann sich nicht vorstellen, hier zu leben. Auch das Verhältnis zu ihrer Familie ist nicht leicht. Die beiden Geschwister so viel jünger und ihr fremd, zu ihrer Mutter hatte sie immer schon ein schwieriges, distanziertes Verhältnis gehabt. Im ersten Gedicht ihres ersten Buches hatte sie in einem »Interview mit mir selbst« die Beziehung zu ihrer Mutter so beschrieben: »Mein meistgesprochenes Wort als Kind war ›Nein‹/Ich war kein einwandfreies Mutterglück./Und denke ich an jene Zeit zurück –/Ich möchte nicht mein Kind gewesen sein.« Diese Zeilen werden wahrer, wenn man sie von der anderen Seite liest. Aus der Perspektive des Kindes. Sie wurde einfach nicht geliebt, galt der Mutter als »schwierig« – aber welches Kind findet sich schon selbst schwierig? Schwierig ist doch die Welt, als schwierig gilt man doch nur, wenn man mit der Umwelt und den nächsten Menschen nicht zurechtkommt. Jedes Kind möchte doch ein Mutterglück sein. Mascha war es nicht, zu wild, zu eigenwillig von Beginn an.

Und dann kam Lea, das zweite der später insgesamt vier Geschwister. Sie war anders. Lea war, was man so

»einfach« nennt und »ruhig« und »lieb«, ein einwandfreies Mutterglück von Anfang an. Das machte es für die Erstgeborene nur noch schwerer. Ihre Schwester war der Liebling der Mutter. Aber Lea war verschwunden, spurlos, irgendwo im Strudel der Zeit. Das Letzte, was die Familie von ihr wusste, war, dass sie ihrem Lebensgefährten, dem Arzt und Kommunisten Herbert Pelz, 1933 in die Sowjetunion gefolgt war, um dort mit ihm zu leben. Seitdem kein Wort von ihr. Keine Spur. Die Mutter war, vor allem aus Sorge um die Lieblingstochter, so hieß es, depressiv geworden. Ihren Vater hat Mascha immer sehr geliebt. Aber er war immer unterwegs, in verschiedensten Berufen, oft als Kaufmann, in Berlin auch eine Weile als sogenannter religious supervisor, also jemand, der die Einhaltung der Speisegesetze überwachte.

Im April 1938 kehrt Mascha zurück nach Berlin; Chemjo hat inzwischen eine neue Wohnung im Stadtteil Steglitz für die Familie gefunden, den Umzug organisiert und alles eingerichtet. Mascha kann es nicht glauben. Ihr aus Musik gemachter Mann – ein Umzugsunternehmer? Vielleicht können sie doch alle gemeinsam überleben und sie, Mascha, wird nicht alle Last allein tragen müssen? »... er ist überströmend vor Glück, dass ich wieder da bin«, schreibt sie nach ihrer Rückkehr in ihr Tagebuch, »und wir drei sind wohl die glücklichsten Menschen auf der Welt. Es ist Frühling, der Flieder blüht uns ins Fenster hinein, abends stehen